Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Morgen-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 85. **Donnerstag** den 16. Februar 1899. **93. Jahrgang.**

„Freisinnige" Feldzüge.

Die Freisinnigen belieben z. Z. eine Hammerstein-Hetze. Das ist nicht zu verwundern. Die Herren müssen immer irgendwen zu verfolgen haben. Daß sie ihr Wild niemals erlegen, beirrt sie, die ewig Dilettanten auf dem politischen Jagdgebiete bleiben werden, nicht weiter. Merkwürdiger als diese unheilbare Krankheit ist die Erscheinung, daß, wenn es sich nicht gerade um Landesvertheidigungsfragen handelt, immer einige nationalliberale Stimmen in den freisinnigen Lärm sich mischen. Dies scheint auch diesmal der Fall, ohne daß ein vernünftiger Anlaß ersichtlich wäre. Frhr. v. Hammerstein-Loxten ist conservativ, aber das sind alle preußischen Minister, und jedenfalls ist jene Eigenschaft gar kein Grund, den Herrn Dr. Bosse, den Handreicher der Ultramontanen, gegen ihn auszuspielen, wie es jetzt geschieht. Noch weniger ist es zu begreifen, wie nationale Blätter den Landwirthschaftsminister daran erinnern können, daß er, der Hanoveraner, vor einem Menschenalter welfisch gesinnt gewesen sei. Auch in der Politik hat man Ursache, sich über den Bekehrten mehr zu freuen, als über den von Hause aus Gerechten. Ueberdies nimmt sich der Vorwurf des verwichenen Welfenthums besonders absonderlich aus dem Munde von Leuten aus, die mittelbar oder unmittelbar einem sehr „actuellen" Polenthum Vorschub leisten.

Herr v. Hammerstein, das ist richtig, hat soeben sehr wenig ausgereifte Gedanken über das preußische Landschulwesen zum Besten gegeben. Aber der nationalliberale Abgeordnete Dr. Sattler, der ihn dafür im Abgeordnetenhause recht unsanft anfaßte, hat sich auf die Zurückweisung eben dieser pädagogischen Einfälle beschränkt und es vermieden, den Landwirthschaftsminister als solchen anzugreifen. Dazu hatte er auch keinen Anlaß; denn es widerspricht durchaus den Thatsachen, wenn die demokratische Presse die Beruhigung des extremen Agrarierthums dadurch erklärt, daß Herr von Hammerstein und die preußische Regierung überhaupt sich der Berliner Leitung des Bundes der Landwirthe unterworfen hätten. Im Gegentheil, der Bund hat sich auf den Boden der Regierung gestellt. Der Bund war davon ausgegangen, die Regierung zur Anwendung „großer Mittel" zur Bekämpfung der landwirthschaftlichen Krisis zu drängen. Die Regierung widerstand und von dem Antrage Kanitz, der Doppelwährung u. s. w. ist heute so gut wie gar nicht mehr die Rede. Dagegen hat die Bundesleitung eben erst auf der Hauptversammlung des Bundes der Landwirthe im Widerspruche mit ihrer früheren Kritik den Werth der sogenannten kleinen Mittel anerkannt, und wenn Herr von Hammerstein solche unausgesetzt anordnet, so kann er damit keine vernünftige nationalliberale Opposition hervorrufen; denn Alles, was für die Landwirthschaft geschehen ist und geschieht, ist von den Nationalliberalen unterstützt und wird noch von ihnen unterstützt. Es hat nie etwas getaugt, sich in der Nähe der freisinnigen Zelte sehen zu lassen, und im vorliegenden Falle ist es erst recht thöricht. Die freisinnige Demokratie mag sich mit ihrem Geschrei, daß „Preußen gegen das Reich mobil mache", allein blamiren. Am allerwenigsten entspricht es nationalliberalem Brauch, das Manchesterthum zu unterstützen, wenn es bei Differenzen mit dem Auslande diese Trümpfe in die Hand zu spielen versucht.

Herr v. Hammerstein soll einmal im Abgeordnetenhause etwas gesagt haben, was sich wie der Ausdruck der Nichtübereinstimmung mit dem Reichsschatzsekretär v. Thielmann und wie eine Unfreundlichkeit gegen Amerika anhörte. Wie das gelautet haben soll, wissen die freisinnigen Ankläger nicht und nicht einmal über den Tag der Unthat sind sie im Reinen. Erwiesen ist weiter nichts, als daß einmal das Stenogramm einer Rede des Herrn v. Hammerstein eine Aenderung erfahren hat. Den „B. N. N." zufolge ist das durch den Minister selbst bewerkstelligt worden. Ist das richtig, so hat man es mit einem alltäglichen Vorgange zu thun. Und wenn zwischen dem Gesagten und dem im stenographischen Berichte Gegebenen kein anderer Unterschied besteht, als der, der aus einem von der freisinnigen Presse angestellten Vergleiche zwischen einem stenographischen und einem Parlamentsberichte der „Kreuzztg." ersichtlich wird, so begreift man zwar die Aeußerung des Ministers, nicht aber die Vornahme einer Aenderung. Herr v. Hammerstein hat nämlich bemerkt, die amerikanische (90tägige) Quarantäne für Pferde sei gleichbedeutend mit einem Einfuhrverbot, und er hat daran erinnert, daß bei der Ausstellung von Chicago die Amerikaner der Ausstellung deutscher Pferde große Schwierigkeiten bereiteten, weil sie nicht wollten, daß unser besseres Thiermaterial in ihrem Lande gesehen würde. Wenn man in Berlin sich das nicht mehr gesagt zu haben getraut, dann dürfte es mit den deutschen Chancen bei den Verhandlungen mit Amerika, dessen Ackerbausekretär erst kürzlich viel stärkere und noch dazu unwahre Dinge gegen Deutschland vorgebracht hat, trotz der schönen Rede des Herrn v. Bülow herzlich schlecht stehen. Zu internationalen Unterhandlungen gehört zweierlei: Concilianz und Festigkeit. Wie die Berliner Regierungsverhältnisse nun einmal beschaffen sind, thut die Presse gut, auf die zweitgenannte Eigenschaft stärkend einzuwirken. Von der deutschen Händlerpresse läßt sich das bei wirthschaftlichen Fragen nicht erwarten. Die nationalen Organe sollten sich aber durch den neuesten Exceß der — sehr bedeutungslos gewordenen — Vereinigung der Steuer- und Wirthschaftsreformer nicht abhalten lassen, Angesichts der Verhandlungen mit Amerika lediglich das deutsche Interesse wahrzunehmen. Die „Reformer" verlangen, wie schon mitgetheilt, ein Gesetz, welches „unverehelichten Personen unter zwanzig Jahren den Wechsel ihres Wohnsitzes nur in Begleitung ihrer Eltern, oder mit Genehmigung derselben oder ihres Vormundes und der Ortspolizeibehörde gestattet." Daß eine derartige Beschneidung der Freizügigkeit jemals Wirklichkeit werden würde, kann kein Mensch im Ernste befürchten.

Die Volkspartei in ihren beiden Gruppen und die Socialdemokratie sind in der Angelegenheit des Hauptpunctes der Militärvorlage nunmehr so gut wie gänzlich isolirt, nachdem der Centrumsabgeordnete Müller-Fulda in der Budgetcommission die Erklärung abgegeben, er sei von der Nothwendigkeit der Vermehrung der Feldartillerie überzeugt und würde, wenn er gewußt hätte, was er jetzt weiß, schon bei der ersten Lesung für die Forderung gestimmt haben. Herr Richter spricht denn auch ganz traurig von der Geschlossenheit des Centrums gegenüber der Militärvorlage. Bis auf die Neige wird er den Kelch dieses Anblickes freilich nicht zu leeren haben, denn die als Centrumsmitglieder im Fractionsverzeichniß stehenden bayerischen Particularisten werden sich möglicherweise an seiner Seite überstimmen lassen. Er will schon Alles gekannt haben, was der Kriegsminister v. Goßler über die französische und die russische Armee sagte. Glauben findet er mit dieser Versicherung jedoch nicht. Allen Nichtfachmännern — und Herr Richter gehört zu ihnen — war es in vieler Hinsicht ein neues Bild, das Minister v. Goßler entwarf. Danach ist die französische Armee besser geworden gegen früher in Marschleistungen und Disciplin. In Zukunft werden wir es nicht mit einer geringwerthigen Armee zu thun haben. Auch der innere Werth der russischen Armee hat gewaltig zugenommen. An den Grenzen ist nicht ein Mann zurückgezogen. Mit dem Geschützmaterial ist man aber in Rußland noch nicht zu Stande gekommen. Der deutsche Vorsprung in Bezug auf das Feldgeschütz ist so bedeutend, daß wir für die nächste Zeit nichts zu befürchten haben. Die Aufrüstung mit dem neuen Gewehr in Rußland ist durchgeführt. Die Schießausbildung daselbst hat zugenommen. Die Feuerdisciplin bei dem französischen Heere ist eine ganz vorzügliche. In Frankreich steht das Lebelgewehr dem unseren in der Schnelligkeit des Schießens nach, aber im Großen und Ganzen leisten alle kleinkalibrigen Gewehre dasselbe. An der Dienstzeit wird in Frankreich schwerlich etwas geändert werden, weil die einjährige Dienstzeit eine Vergünstigung für große Classen bildet und mit der zweijährigen Dienstzeit in Fortfall kommen würde. Für die Ausbildung der höheren Führer ist in Frankreich sehr viel gethan. Man kann mit Sicherheit annehmen, daß die Franzosen demnächst um 100 bis 120 Batterien ihre Feldartillerie verstärken werden. In Rußland sind seit einem Decennium große Umformungen vorgenommen. 1897 hat man neue Reservebrigaden gebildet.

Der Abgeordnete von Tiedemann vervollständigte diese Schilderung noch durch einen Hinweis auf die Neuorganisation der russischen Armee in Finland. Daß für Herrn Bebel so wenig wie für Herrn Richter diese Rüstungen der Nachbarn stark genug sind, um seine patriotische Zuversicht zu erschüttern, versteht sich von selbst.

Deutsches Reich.

f. **Berlin**, 15. Februar. (Militarismus und Ueberproduction.) „Genosse" Schippel fährt fort, den Bannstrahl-Automaten der socialdemokratischen Parteipäpste in Bewegung zu setzen. Hat er auf dem letzten Parteitage in Stuttgart das Dogma von der unbedingten Verwerflichkeit der Schutzzölle über den Haufen geworfen und hat er in den „Socialistischen Monatsheften", später in der „Neuen Zeit", die socialdemokratische Lehre vom alleinseligmachenden Milizsystem kritisch vernichtet, so erklimmt er jetzt den Gipfel der Ketzerei, indem er dem „Moloch Militarismus" seine Reverenz erweist. „Genosse" Schippel nämlich, anstatt besagten Moloch als die Quelle alles Elends zu verdammen, schreibt in der „Neuen Zeit" wörtlich: „Die großen Aufwendungen in allen modernen Gesellschaften zu unproductiven, vor Allem auch seitens des Staates zu militärischen Zwecken sind keine Verstärkung, sondern eine Erleichterung des allgemeinen ökonomischen Druckes. Jede Gesellschaft der „Ueberproduction" wird nicht belastet, sondern entlastet, wenn die Production relativ geschwächt, die Consumtion relativ vermehrt wird . . . Natürlich macht mir das den Militarismus nicht angenehmer, sondern um so unangenehmer(!). Nur kann ich von diesem Standpunct aus auch nicht in das kleinbürgerlich-freisinnige Geschrei über den wirthschaftlichen Ruin durch die unproductiven Militärausgaben einstimmen." — Die „Sächs. Arbeiterzeitung" nennt die vorstehenden Ausführungen in heller Wuth ungenießbar wie schimmliges Commißbrod. „Man muß es wirklich zweimal lesen", schreibt sie wörtlich, „um zu glauben, daß ein Socialdemokrat diese Ansicht ausgesprochen hat. Aber so steht's geschrieben und gedruckt." Das Sündenregister des „Genossen" Schippel schwillt immer mehr an; wie lange noch, und die socialdemokratische Vehme tritt, wenn auch nicht auf rother Erde, so doch „rother" Gedanken voll, zusammen, um dem „Genossen" Schippel parteipolitisch den tödtlichen Dolchstoß zu versetzen.

* **Berlin**, 15. Februar. („Noblesse oblige.") Unter dieser Ueberschrift veröffentlicht das „Militär-Wochenblatt" einen Artikel, der nicht nur an den Stellen, an die er sich richtet, Beherzigung verdient, sondern auch weiteren Kreisen den erfreulichen Beweis liefert, daß die das Blatt beeinflussenden Männer redlich bemüht sind, dem deutschen Officierstand den Charakter eines Pflegers edler Sitte zu erhalten. Er lautet: „Für keinen Stand gilt dies Wort in höherem Grade als für den deutschen Officierstand, welcher als der erste Stand seit Hunderten von Jahren bei uns geachtet wird und, so Gott will, auch ferner gelten soll. Diese Stellung hat der Officierstand sich zuerst in Preußen errungen, dank der Gnade seiner Könige; sie wurde aber auch bereitwillig anerkannt durch das Volk, nachdem die preußischen und die deutschen Heere die Freiheit, Größe und Einigkeit des Vaterlandes unter der heldenmüthigen Führung der Officiere geschaffen hatten. In kriegerischen Zeiten aber wenn die Erinnerung an Großthaten der Heere noch im frischen Bewußtsein des Volkes lebt, ist jene Empfindung leicht erklärlich; verlaufen aber viele Jahrzehnte friedlich, so würde dies Gefühl des Dankes allein nicht hinreichen, das Volk bei seiner hohen Meinung von der Bedeutung des Officierstandes zu erhalten, wenn zu der mehr verblassenden Erinnerung an früher dem Vaterlande geleistete Dienste sich nicht die Achtung gesellte, welche das Officiercorps in der allgemeinen Meinung dadurch genießt, daß es nicht nur in treuer Pflichterfüllung seines Berufes waltet, sondern auch ein Vorbild aller ritterlichen Tugenden ist. Ein hohes Maß von Werthschätzung des Officiercorps liegt in der Thatsache, daß allgemein an den Officier in Bezug auf seine außerdienstliche Lebensführung und an sein Auftreten in der Oeffentlichkeit wie in der Gesellschaft überhaupt die höchsten Ansprüche gestellt werden, und daß auch geringere Verstöße gegen die gesellschaftlichen Formen und Pflichten, wie sie nun einmal in Geltung sind, wenn sie von einem Officier begangen werden, eine besonders unliebsame Aufmerksamkeit erregen. Man verlangt ausnahmslos von dem Officier das, was man „eine gute Kinderstube" zu nennen pflegt, und will es nicht

Feuilleton.

Von einem Könige gehaßt.

Eine Erinnerung an Friedrich v. Trenck.

Nachdruck verboten.

Wir leben im Zeitalter der Humanität. Sie thut sich nicht nur in der Socialpolitik und im Armenwesen, sondern auch in der Justizpflege kund. Selbst den scheußlichsten, selbst den bestialischen Verbrechen gegenüber beharrt die Gerichtsbarkeit auf dem Standpuncte rücksichtsvoller Menschlichkeit, so daß in vielen Fällen die Strafe milder erscheint, als die That des entmenschten Verbrechers. Da ist es wohl angebracht, einmal die Erinnerung an eine minder weichmüthige Epoche wachzurufen, wo umgekehrt oft die Sühne in gar keinem Verhältniß zu der Versündigung stand, wo an Stelle der maßvoll abwägenden Gerechtigkeit Härte und Willkür ihr grausames Richteramt ausübten. Ein Fall besonders lehrt den Unterschied zwischen Einst und Jetzt erkennen, denn er zeigt, wie vor noch gar nicht allzu langer Zeit eines Königs Willkür nicht nur den Forderungen der Menschlichkeit, sondern selbst denen von Gesetz und Recht Hohn sprach. Es ist dies der Fall Trenck, der uns von eines großen Königs großem Haß berichtet und von einer unerbittlichen Härte und Grausamkeit, die einen häßlichen Schatten auf das Bild Friedrich's II. werfen.

Ueber das Vergehen Trenck's und über die unsäglichen Leiden, mit denen er jene über alles Maß gerechter und weiser Vergeltung hinaus gesühnt hat, ist viel geschrieben und viel gefabelt worden. Zuverlässiges bietet wohl nur die von ihm selbst verfaßte Geschichte seines Lebens, in der er eine detaillirte Schilderung der über ihn verhängten Leiden giebt, die eigentliche Ursache, wenigstens die allgemein dafür angenommene, seiner unermüdlichen Verfolgung durch den König Friedrich II. jedoch nur leise streift. Beredtes Zeugniß aber wiederum legen diese Aufzeichnungen ab für Trenck's geradezu staunenswerthe moralische und physische Standhaftigkeit.

Die „Merkwürdige Lebensgeschichte des Freiherrn von Trenck, von ihm selbst als ein Lehrbuch für Menschen geschrieben, die wirklich unglücklich sind, oder noch gute Vorbilder für alle Fälle zur Nachfolge bedürfen" (in dem Verlage von W. Spemann erschienen) enthält über das vom Volke vielfach commentirte Verhältniß Trenck's zu der Schwester des Königs nur die Bemerkung, „daß eine große Dame den damaligen jungen Officier zu dem glücklichsten Manne in Berlin gemacht habe." Doch den Namen der Dame wie die Art des Verhältnisses übergeht er mit Stillschweigen: „Das Geheimniß folgt mir sicher zum Grabe", so seine Worte. Die Ungnade des Königs führt er lediglich auf den brieflichen Verkehr mit seinem Vetter Franz von Trenck, dem damaligen österreichischen Panduren-oberst, zurück. Dieser Briefwechsel fiel gerade in die Zeit des österreichischen Erbfolgekrieges, somit konnten die Beziehungen zwischen dem Oesterreicher und dem preußischen Officier leicht Verdacht erregen. Speciell ein Brief an seinen Vetter war es, der nach Trenck's eigenen Worten zu „der einzigen Quelle aller seiner bis zum grauen Haare erlittenen Drangsale wurde."

Des Königs so lange stets deutlich gezeigte Vorliebe für Trenck wandelte sich nun in Zorn gegen ihn: er wurde ohne Verhör und Kriegsrecht verhaftet und in die Festung Glatz abgeführt. Doch hier war die ihm zu Theil werdende Behandlung noch eine sehr glimpfliche und auch die Bewachung eine so oberflächliche, daß es ihm bei seiner Tollkühnheit und Stärke verhältnißmäßig leicht gelang, zu entfliehen. Diese Flucht war aber von um so schlimmeren Folgen für ihn, als er nur noch kurze Zeit sollte in Haft bleiben, drei Wochen noch, und er würde freigelassen worden sein. Natürlich war der König nun doppelt entrüstet über den Voreiligen und sein Haß verfolgte von nun an den Unglücklichen in alle Winkel der Erde. Trenck ging nach Rußland, wo er eine sehr glanzvolle Zeit verlebte, dann nach Wien, um hier die Erbschaft seines inzwischen verstorbenen Vetters zu erheben und überall stieß er auf Spuren von des Königs wachsamer Beobachtung seines Treibens. Endlich gelang es Letzterem auch, seiner Beute habhaft zu werden. Trenck's Mutter war gestorben und die dadurch nöthig gewordene Auseinandersetzung mit seinen Geschwistern führte ihn nach Danzig. Das war sofort von Wien nach Berlin berichtet worden, sogar mit dem Zusatz, daß Trenck dem König nach dem Leben trachte, und des Unvorsichtigen leidensreiches Schicksal war besiegelt.

Trenck wurde gefangen genommen und nach Magdeburg übergeführt. Das erste Gefängniß, das ihn aufnahm, war in einer Kasematte gelegen. Der Raum war sechs Fuß breit und zehn Fuß lang, das Fenster in der sieben Schuh dicken Mauer oben am Gewölbe derart angebracht, daß der Gefangene zwar Licht hatte, aber weder den Himmel noch die Erde sehen konnte. Ein an den Fußboden befestigtes Bett und ein eiserner Ofen bildeten das Mobiliar des engen, aber immerhin noch erträglichen Raumes. Mehr als die äußere Umgebung quälte den Unglücklichen hier der Hunger. Seine Kost bestand nur in einem und einem halben Pfund Commißbrod täglich und einem Kruge Wasser. Das Brod, außerdem so verschimmelt, daß es nur zur Hälfte genießbar war, genügte dem Appetit des starken und damals noch sehr gesunden Mannes keineswegs, und ein furchtbares Hungergefühl verschärfte seine Gefangenschaft in grausamster Weise. „Für den hartnäckigsten Bösewicht wäre diese Folter zu arg", schreibt er selbst darüber. „Man kann acht Tage Mangel erdulden, drei Tage Hunger. Aber wie ich, elf Monate lang sich nicht einmal halb satt gegessen haben, das hat wohl noch kein Mensch auf Erden ertragen. Diese elf Monate waren in meinem ganzen Leben die grausamsten Büttel meiner Standhaftigkeit."

Doch letztere erlahmte darum nicht, wie sie sich auch im jahrelangen Verlauf der unerhörten Leiden, die Trenck zu erdulden hatte, stets sieghaft erwiesen hat. Jetzt regte sie den Unglücklichen wieder zu einem Fluchtversuch an, der im Einverständniß mit einem Posten stehenden Soldaten, den Trenck für sich gewonnen hatte, mit außerordentlicher Kühnheit geplant und mit ebensolcher Kraft und Ausdauer unternommen wurde. Der Plan ging darauf hinaus, daß Trenck sich durch die Erde einen Weg bis zur nächsten, leer stehenden Kasematte bahnen sollte und von hier aus die Elbe und mit einem Kahne oder schwimmend das Ufer erreichen, von dem die sächsische Grenze nur eine Meile entfernt war. Die mit unendlicher Schwierigkeit verbundene Arbeit des Durchbruches bis zu der in Frage kommenden Kasematte hatte sechs Monate gedauert. Als sie endlich beendet war, und Trenck bereit zur Flucht, traten Officiere bei ihm ein, die ihn in ein anderes Gefängniß, das der König extra für ihn und zwar auf Kosten seiner (Trenck's) Schwester hatte erbauen lassen, schaffen sollten.

Dieser neue Käfig lag in der Sternschanze und war ungefähr so groß wie die Kasematte. Aber zur grausamsten Marter wurde die neue Wendung seines Geschickes für Trenck dadurch, daß ihm jetzt Fesseln angelegt wurden. Herzbewegend klingt seine Schilderung: „O Gott, wie regte sich mein Gefühl, da mir zwei schwarze, dem Teufel ähnliche Schmiede mit einer Gluthpfanne und mit Hammer bewaffnet und der ganze Boden mit rasselnden Ketten bedeckt, in die Augen fielen."

Die beiden Füße Trenck's wurden nun mit schweren Holzketten an einem eisernen Ringe in der Mauer festgeschmiedet. Dieser Ring war drei Schuh vom Boden angebracht, so daß der Gefangene rechts und links etwa drei Schritt weit sich bewegen konnte. Dann wurde ihm um den nackten Leib ein handbreiter Ring geschmiedet, mit dem vermittelst einer Kette eine eiserne Stange verbunden war. An den Enden dieser Stange wurden die Hände des Gefesselten befestigt. Vier in eine Ecke des Käfigs gemauerte Ziegelsteine gestatteten ihm, sich zu setzen und den Kopf anzulehnen. Zwei Umstände kamen noch hinzu, um den Aufenthalt in diesem elenden Raume zu einem entsetzlichen für den Eingeschlossenen zu machen. Einmal kam durch das sehr hoch angebrachte und dreifach vergitterte Fenster so wenig Licht herein, daß selbst an hellen Sommertagen Dämmerung, im Winter aber zumeist völlige Nacht in dem Kerker herrschte. Außerdem war letzterer in elf Tagen mit Kalk und Gyps fertiggestellt worden und daher so feucht, daß Trenck seiner eigenen Angabe nach sechs Monate beständig im Wasser saß. Doch wenigstens brauchte er nicht mehr zu hungern. Gleich am ersten Tage wurden ihm sechs Pfund Commißbrod gegeben, über die er denn auch mit aller Gier seines Heißhungers herfiel. „Gott, wie kann ich die Wollust schildern, die ich im ersten Augenblicke empfand, da ich nach eilfmonatlichem, wüthendem Hunger mich zum ersten Male satt essen konnte. Kein Glück erschien mir vollkommener als dieses, und keine Mühle zermalmt die harten Körner geschwinder, als damals meine Zähne im Kommißbrode wühlten", so beschreibt er diese erste Mahlzeit in seinem furchtbaren Kerker. Infolge dieser Unmäßigkeit wurde Trenck krank, aber seine kräftige Natur unterlag nicht lange, ebenso wenig erlahmte seine wahrhaft heldenmüthige Widerstandskraft an dem jetzt so viel furchtbarer auf ihm lastenden Mißgeschick.

Wenige Tage nach seiner Ueberführung in die Sternschanze trug er sich schon wieder mit Fluchtplänen, die an den Umstand anknüpften, daß die vier Thüren, die seinen Kerker von der Außenwelt abschlossen, nur von Holz waren. Da es nun Trenck gelungen war, ein Messer vor den Augen seiner Häscher versteckt zu halten, so konnte er daran denken, mit dessen Hilfe die Schlösser aus den Thüren zu schneiden und derart sich einen Ausgang ins Freie zu bahnen. Dieser Plan versprach um so mehr Erfolg, als dem Gefängniß keine Schildwachen beigegeben waren. Der König hatte das selbst so angeordnet, damit Trenck nicht Gelegenheit haben solle, seine Soldaten zu verführen.

Ehe Trenck jedoch an seine Arbeit gehen konnte, mußte er sich seiner Fesseln zu entledigen suchen, und das anscheinend Unausführbare gelang ihm thatsächlich. Erst brachte er die rechte Hand — allerdings mit unsäglichen Qualen und so, daß ihm das Blut unter den Nägeln hervorrann — aus der Schelle, dann wetzte er mit Stückchen Ziegelsteinen, die er von dem Sitze in dem Gemache losgeschlagen hatte, die Stifte der anderen Handschelle los, so daß er bald auch die Linke frei hatte. Die Hauptkette zwischen Mauer und Fuß drehte er mit seiner Riesenkraft so lange übereinander, bis einige Gelenke davon abgesprengt waren und er sich nun frei bewegen konnte. Nun begann die Arbeit an den Thüren, die eine schier übermenschliche Kraft erforderte und dem Unglücklichen wahre Folterqualen auferlegte. Seine Hände waren bald nur noch Klumpen rohen Fleisches und Blut und Schweiß rannen an seinem Körper in Bächen nieder. Trotz aller Ermattung war Trenck doch endlich bis zur vierten Thür gelangt, schon hatte er einen Ausblick auf den Wall, als seine Messerklinge zerbrach und er damit der Möglichkeit beraubt war, sein Werk zu vollenden.

Er mußte in seinen Kerker zurückkehren, die Spuren seiner Fluchtversuche wurden an demselben Tage noch entdeckt, und die unmittelbare Folge davon war, daß der Commandant etwas wie Mitleid mit dem unglücklichen Mann empfand, und gestattete, daß er in seinem erschöpften und fieberigen Zustande mit größerer Rücksicht behandelt wurde. Seine Wunden wurden von einem Feldscherer verbunden, er bekam Wein zur Stillung eines quälenden Durstes und auch täglich eine Fleischsuppe. Während der Zeit, etwa fünf Tage, wurden aber auch die Thüren seines Gefängnisses mit Blech beschlagen, und als man damit fertig war und Trenck sich wieder erholt hatte, wurde er wie zuvor in Eisen geschmiedet und aufs Neue dem Elend und der Einsamkeit preisgegeben, die beide noch verschärft wurden durch die Rückerinnerungen an seine früheren glänzenden Tage, die er als Liebling einst Friedrich's II. in Berlin und später in Moskau verlebt hatte.

SLUB
Wir führen Wissen.